

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 11 (1907)

**Artikel:** Des Lebens Lehrling [Fortsetzung]  
**Autor:** Siebel, Johanna  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-574147>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 17.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Des Lebens Lehrling.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Johanna Siebel, Zürich.

(Fortsetzung).



„Fährt Jim nicht mit?“

„Ach nein!“ lacht Mary, und wieder kriecht jenes Versteckte, Lauernde über ihr Gesicht, das Dora nie zu deuten weiß und dessen Wahrnehmung sie jedesmal mit einer fröstelnden Empfindung durchschauert.

„Jim muß mich an die Station fahren. Aber rege dich nur nicht auf, Mädchen, du bist ja gut aufgehoben bei meinem Mann!“

„Dies sollte ich auch meinen, Fräulein Dora,“ lacht Hellings, der in diesem Augenblick an den Wagen tritt und sich die Handschuhe zuknöpfte; „besser wie ich fährt so leicht keiner!“

Mit einer ungewöhnlich elastischen Bewegung schwingt er sich an Doras Seite; Jim reicht seinem Herrn die Peitsche, und fort rollt der Wagen.

Er fliegt über die Landstraße, vorbei an dem breiten Kanal, der wie eine mattblinkende Schlange träge in der Ebene ruht, vorbei an vornehmen Edelfitzen, die aus dem schleierartigen Frühlingsgrün der Bäume mit ihrem bis hoch an die Firste und Zinnen reichenden Blüten schmuck ausschauen wie die Königsschlösser im Märchen. Wundervolle Gärten umzieren die Edelfitze; auf weiten Rasenflächen, von flaumzartem Blätterwerk überzogen, stehen uralte Baumriesen, Zeugen vergangener Jahrhunderte, und die Stämme der feinbelaubten Eichen und Buchen umwindet bis hoch in das vielfach verschlungene Geäst üppiger Ephen.

Stolz und stark in seinen ererbten Gütern, traumhaft reich und nicht zu erdrücken in seiner lebensfreudigen Schönheit zeigt sich das Land.

Doras Augen glänzen. Ihre Phantasie fliegt durch Räume und Zeiten. Schimmernde Königszüge schreiten an ihr vorbei. Frauen in blondem Lockenhaar sitzen auf milchweißen Zeltern und lächeln huldvoll aus sonnigen Augen den Prinzen zu, die sich vor ihnen beugen und ihre Kühnheit in schlanken Ritterspielen zeigen, um in aller-

seligster Wonne den Dank der Edeldamen in Gestalt einer Rose zu erhalten, gepflückt im lieblichsten der Erdengärtlein, an keuscher Frauenbrust.

Dora lächelt glücklich vor sich hin. Sie ruht aus in der Herrlichkeit ihrer Phantasiegebilde, und eine nie empfundene Freude überkommt sie, dies Land zu kennen, das der Gegenwart so wohlgefeset seine Schätze zeigt und keine Neigung verrät, sie sich jemals entreißen zu lassen.

Kräftiger Britenstolz spricht aus diesen tief und einsam in das Land hineingebauten Edelfitzen, deren Aeußeres in jedem einzelnen Besitzer einen Herrn und König vermuten läßt.

Undeutlich nur lauscht Dora den Geschichten Fred Hellings', die dieser in nüchternem Zustande zu erzählen pflegt. Es sind ihrer zwei, die er in steter Bereitschaft, aber abwechselnder Reihenfolge vorbringt; sie beziehen sich auf die beiden großen Begebenheiten seines Lebens, und die eine lautet: „Als ich mein Bein brach...“, die andere „Als ich nach Aegypten ging...“. Die Einzelheiten in beiden Episoden bleiben mit einer erstaunlichen Genauigkeit immer dieselben; ungewöhnlich selten nur gebraucht er ein anderes Wort. Fred Hellings ist nicht der Mann, der seine Phantasie auf Reisen schickt, damit sie ihm Schätze heimbringt: was er einmal als tauglich befunden, behält er in unveränderter Form weiter; er ist im Grunde eine ehrliche Natur und vergreift sich nicht an dem fremden Golde von anderer Menschen Gedanken und Ausdrücken.

Es ist nicht schwierig, die Zuhörerin von Fred Hellings zu sein. Dora hat nur auf die Reihenfolge der beiden Geschichten zu achten, um das eine Mal freundlich einzuflechten: „Ja, ich glaube, es ist sehr schön gewesen!“ und das andere Mal in milder Anteilnahme zu bemerken: „Ja, ich glaube, daß es sehr schmerzte!“

Erhascht sie den richtigen Augenblick für diese beiden Einschreibungen und läßt sie sich keine Verwechslungen zu schulden kommen, so kann sie für eine Viertelstunde ruh-

jam weiter träumen und mitten im Zuge holder Frauen auf milchweißen Rossen durch den Glanz vergangener Zeiten reiten.

Des Mädchens Augen leuchten in die maienblaue Luft.

Sie möchte die Rippen öffnen zum Jubeln; der duftreiche Frühlingswind berauscht sie, so golden ist die Welt! Ach, es ist so überselig, ihre Schönheit mit jungen Pulsen zu fühlen — — —

Plötzlich wird Dora ihrer stillen Freudigkeit entrisßen.

Ein Arm drückt sich an den ihren.

Ein Knie reibt sich leicht an ihrem Knie, ein Fuß sucht die Spitze ihres Fußes.

In tiefer Verwirrung schrickt sie empor.

Die furchtbar nackte Wirklichkeit schaut sie aus Fred Hellings' Augen begehrt an. Aber in die Bedrohnis des Augenblickes zuckt es wie ein Blitz vor ihr nieder: „Ich will mich in den Schutz seines Gutseins begeben!“ Mit klarem Ausdruck blickt Dora zu dem Manne empor, der seinen Arm um ihre Taille tasten will: „Nicht dies, Mister Hellings; es ist nicht gentlemanlike!“

Voll tapferer Offenheit fährt sie fort: „Wenn Sie mich nicht in Frieden lassen, Mister Hellings, könnte ich nicht in Ihr Haus zurückkehren. Wo aber sollte ich hingehen? Ich habe niemanden hier im Lande; keiner kennt mich, keiner will mich. Sie wissen, ich bin arm und habe kein Geld, mir anderswo ein Unterkommen zu verschaffen . . . Ich bitte Sie um Ihren Schutz, Mister Hellings!“ Vertrauensvoll streckt Dora dem Manne, der schon während ihrer Worte den Arm zurückgezogen, die Hand entgegen.

Wenn Fred Hellings nüchtern ist, so kennt sie keine Furcht vor ihm, seine guten Instinkte sind alsdann immer so wach, daß man zu ihnen reden kann.

Hellings umschließt mit kräftigem Drucke Doras Hand. Jenes Unnennbare, das Dora das Blut in die Wangen treibt und wieder zurückjagt zum Herzen, jenes schwüle Etwas, vor dem sie wehrend die Arme emporheben möchte, um es mit drohenden Fäusten zurückzuschleudern, weil sie Abscheu davor empfindet, ist aus Fred Hellings' Blicken verschwunden, und er sagt mit einer ungewohnt warmen Betonung: „Sie sind ein sonderbares Mädchen, Dora; nie sah ich Ihresgleichen! Ich möchte, meine Frau wäre ein wenig wie Sie; vieles würde besser sein! Ich bin froh, daß Sie bei uns sind, und will Sie nicht aus meinem Hause vertreiben. Mein Wort darauf, Dora!“

In ruhigem Trabe gehen die Pferde.

Dora atmet auf.

In ihre jungen warmen Augen kommt wieder das Leuchten, stieghafter denn zuvor. Ach, nun denkt Dora Brand, daß jeder Mensch, wie Veranlagung und Leben ihn auch gestaltet haben, in seinem Wesen neben den Saiten, die bei allen bösen Lockungen mitschillen, auch eine Saite besitzt, die mitschwingt, wenn das Gute darüber hinrührt! Nun denkt sie, daß keine Gründe so dunkel sind, daß nicht einmal ein Sonnenstrahl hineingrüßen könnte, und daß keine Häßlichkeit so völlig häßlich ist, daß sie nicht einmal eine Schönheit zu zeigen vermöchte!

Ach, wie hilft ihr junggläubiger Idealismus sie in eine schimmernde Wolke! Ein Kind in rührender Ungeschicklichkeit und Unerfahrenheit steht sie dem Leben und seinen Leidenschaften gegenüber und hält allen Gefahren

den Schild ihrer Unschuld entgegen. Ach, es ist schon manch eine mit den gleichen strahlenden Augen wie sie und umgetan mit dem gleichen lichtweißen Kleide dem Leben entgegengetreten, und das Nüffeläugige hat eine gelle Lache angestimmt und die naive Erscheinung zu den andern in den klagenden Abgrund geworfen! Denn das Leben ist willkürlich, und hart und grausam und ungerecht wie alle Willkür; es fühlt sich nur selten bemüßigt, in guter Laune die Unschuld zu streicheln — — —

Immer weiter rollt der Wagen durch das blühende Land. Immer inniger träumen die Gedanken Doras in die stille Luft.

Da steht ein Wirtshaus am Wege.

Mister Hellings hat den Wagen an manchen andern in guter Beherrschung vorüber gelenkt. Vor diesem hält er an. Die Wirtin tritt heraus und fragt nach dem Begehrt.

Auf dem Bocke sitzend läßt sich Mister Hellings einen Whisky geben. Mit Behagen schlürft er das brennende Wasser hinunter: „Donnerweiter, das tut gut! Nehmen Sie auch einen Schluck, Fräulein Dora; dies lange Sitzen macht die Glieder steif!“

Dora lehnt dankend ab und sieht mit wachsender Bangigkeit, wie Mister Hellings sich ein zweites Glas füllen läßt und dann ein drittes.

„Nun nimmt der Teufel ihn wieder in seine Krallen, nun kann es schrecklich werden!“ denkt sie bekommen.

Mister Hellings steigt vom Bock und gibt der Wirtin Weisung, die Kinder abzuschnallen; er selbst hilft mit höflicher Bewegung Dora von ihrem Sitze. „Sie können mit den Kindern im Garten eine kleine Erfrischung einnehmen!“ schlägt er vor.

Dora entgegnet nichts. Sie möchte Hellings zum Weiterfahren bewegen; aber sie weiß, daß es vollkommen nutzlos ist, diese Bitte an ihn zu richten. Das erste Glas von diesem verruchten Feuerwasser macht ihn seinen bessern Instinkten gegenüber willenlos; der Geist der unersättlichen Gier übernimmt die Führung seines Wesens und würdigt den sonst gutmütigen Menschen zum Tiere herab.

Schweigend geht Dora mit den Kindern in den kleinen Garten und läßt sich Milch und Brot geben. Teddy und Baby essen ganz manierlich, und das kleine Mädchen schmiegt sein weiches Köpchen an Doras Schulter: „Ich habe dich lieb, Fräulein, erzähle mir eine Geschichte!“

Dora streichelt die blonden Härchen und willfahrt den Wünschen des Kindes.

Aber die Kehle ist ihr wie zugeschnürt. Sie muß immer daran denken, wie Mister Hellings in dem alten, ephenumsponnenen Wirtshause sitzt und einen Whisky nach dem andern trinkt . . . Nur mühsam quält sie die Worte zu einem Märchen hervor.

Jetzt tritt Mister Hellings aus dem Hause. Sein Gesicht und seine Augen sind heiß. Er legt die zitternden Hände auf Teddys Kopf: „Du bist der reizendste Junge auf der ganzen Welt, mein Sohn!“ sagt er. „Du sollst überall die Meisterschaft erlangen! Da soll nichts sein, was für dich nicht erreichbar ist; ja, du sollst alles haben, was du willst, Teddy, mein Sohn! Du hast den besten Vater, den es gibt! Glaube mir, er ließe sein Leben für dich, er schnitte sich das Herz aus

dem Leibe, um es dir einzufügen! Ja, dein Vater liebt dich, und er hat unermesslich viel Geld und alles selber gemacht! Ja, ja, der hat das Arbeiten verstanden, der hat hart durchgemußt, und eine Kruste Brot und ein Stück Käse waren oft seine ganze Mahlzeit; darum geht's ihm jetzt so gut! Er hat einen kleinen Prinzen zum Sohn und eine kleine Prinzessin zur Tochter. Ja, deine Schwester ist eine Prinzessin; sie wird auch reich sein! Sie ist das reizendste Baby, das ich kenne! La la — la — la... Jetzt wollen wir weiterfahren... O, Sie brauchen nicht so zu schauen, Fräulein Dora; ich stehe fest und fahre sicher! Da ist keiner im Lande, der besser fährt als ich!" Bei diesen Worten versucht er, sich gerade und hoch aufzurichten.

Eine beklemmende Angst erfaßt Dora; sie fröstelt.

Die Wirtin hilft ihr, die Kinder festzuschlallen, und wie sie des Mädchens verflörte Miene sieht, sagt sie in gutmütiger Beruhigung: „It's allright, Miss; dieser Mann tut Ihnen nichts; da kenne ich mich aus! Steigen Sie getrost auf!“

Wieder rollt der Wagen dahin. Die Kinder sind mühschenstill; sie wagen keinen Laut und ducken furchtjam die Köpfe zusammen.

Auch Dora schweigt. Zuweilen streift sie mit scheuem Blick den Mann an ihrer Seite.

Gott sei Dank, noch quellen die Augen nicht glasig vor! Aber Fred Hellings' Hände straffen die Zügel nicht mehr sicher; sie zittern.

Der Wagen fährt durch ein kleines, menschenleeres Dorf; vereinzelt stehen die Häuser inmitten der blühenden Bäume.

Doras Atem geht freier; Mister Hellings hat das Wirtshaus am Wege nicht beachtet. Vielleicht erreichen sie ungefährdet Olive-House!

Da blinkt ein Fluß.

Eine leichte Brücke führt darüber hin, schmal, ohne Geländer, kaum breit genug für ein Fuhrwerk.

Mister Hellings scheint sie passieren zu wollen; er lenkt darauf hin.

Schrecken die klugen Pferde zurück vor dieser Tollkühnheit? Sind sie geblendet von den Sonnenstrahlen, die verwirrend auf dem Wasser tanzen? Fühlen sie das unruhige Blut ihres Lenkers?

Sie bäumen sich und steigen empor; sie verweigern den Gehorsam.

Unsinnig vor Zorn greift Fred Hellings nach der Peitsche. Sein Gesicht ist blaurot, die Augen quellen vor, und sein Fluchen schreit gräßlich zu dem scharfen Niedersausen der Streiche.

„Vorwärts! Und wenn wir all das Genick brechen! Hinüber! Und wenn wir all zur Hölle fahren! Hinüber, sage ich!“

Die Kinder schreien dazwischen: „Vater, wir werden sterben! Wir wollen nicht sterben! Du Ungeheuer! Mutter, er tötet uns! Fräulein, hilf uns!“

Die Peitsche saust, die Peitsche klatscht durch die Luft.

Die Pferde schäumen! Weiße Flocken stieben umher!

Da stürzen Männer herbei. Dora Brand ringt mit dem Trunkenen um die Zügel. Die Männer stemmen sich gegen die zitternden Tiere; sie drängen den Wagen von der Gefahr hinweg und zurück auf die Straße. Sie sehen auf den Mann und sagen verachtend: „Er ist

betrunken, das Vieh! Bald hätte er sich und die andern zum Tode gefahren!“

Mister Hellings beachtet nicht, was sie sagen; schlaff sinkt er in sich zusammen und lallt blöde: „Ich will Whisky haben!“

Die Männer helfen ihm vom Bock. „Es ist das Beste,“ sagen sie zueinander, „wenn man ihn weiter trinken läßt; so befreit man die Dame und die Kinder von der Gefahr!“

„Können Sie lenken, Fräulein?“

„Ja,“ antwortet Dora, „ich danke Ihnen!“ Ihre Stimme ist leise, und das Gesicht leuchtet vor Blässe. Sie reicht den Männern die eisigkalte Hand. „Ich weiß, es hätte fürchterlich werden können! Gott sei Dank, daß Sie dazu gekommen!“

Dann fährt sie davon. Mister Hellings wird so oder so nach Hause kommen; das Wie sichts Dora nicht an. Darum mag er selber sorgen. Für sich und die Kleinen wird sie den Weg allein finden.

Stumm, in tiefen Gedanken fährt Dora durch den einbrechenden Abend — — —

„Mrs. Hellings ist noch in Manchester!“ sagt Lilli, als sie Dora hilft, die müden Kleinen von ihren Sitzen zu schnallen.

Lilli spricht mit einem unangenehm vertraulichen Ausdruck, und der Ton ihrer Stimme schiebt den harmlosen Worten eine versteckte Bedeutung zu.

Dora senkt das Haupt. Scham quillt in ihr auf.

## VI.

Die Kinder sind unruhig in der Nacht; sie wollen dies und wollen das.

Es ist ihr gutes Kinderrecht.

Aber Doras Nerven sind erregt von dem häufigen Aufspringen; sie kann nicht wieder einschlafen.

Gleich aufgeschreckten Vögeln irren ihre Gedanken umher und möchten Ruhe haben und finden keine, nicht hier und nicht dort, in der Heimat nicht und in der Fremde nicht.

Nirgendwo!

Sie starrt mit heißen Augen in die Dunkelheit, und die Gedanken eilen mit unlustiger Scheu, gehezt von der Sorge, von einer Widerwärtigkeit zur andern.

Sieben Wochen in Olive-House!

Der Wert des in dieser Zeit Erlebten ist schwer; er lastet als rauhes Gewicht auf ihrer Seele und scheuert sie täglich wunder.

Dora gehört nicht zu den robusten Naturen; sie beginnt, von dieser steten Pein physisch matt zu werden. Zuweilen ist sie so erschöpft, daß sie, auf der Treppe ausruhend, nieder sinkt und den dumpfschmerzenden Kopf an das Geländer lehnen muß.

Auf allen Marksteinen ihrer Seelenmüdigkeit und beginnenden Verzweiflung sitzen die gängstigten Gedanken flüchtig nieder, als Dora Brand so mit wachen Augen daliegt und die Nacht in ihrer Barmherzigkeit um einen kleinen Trunk aus den dunkeln Schalen der Vergessenheit bittet.

Aber der Tag steigt aus den lauen Frühlingsdämmerungen empor, ohne daß der Schlummer die müden Augen des Mädchens berührt — — —

Dora räumt das Schlafzimmer auf. Sie legt die



Kinderbetten an die Sonne, und ihre Bewegungen sind schwer.

„Ich möchte wissen, wann Mary mir endlich das Monatsgeld gibt,“ flüstert sie; „es wäre an der Zeit; meine Mutter hat übermorgen Geburtstag! Ach, meine liebe Mutter, alles, was ich erhalte, sollst du haben, damit du denkst, daß unsere Not sich anschicke, Feierabend zu machen!“

Der Mai spannt blaues Glänzen über das Land, und in dem blühenden Teppich, der das Haus umhängt, singen die Vögel ihr Lied vom Leben.

Doras Blicke träumen in den jungen Tag und bleiben auf dem Goldregenbaume im Garten haften. Nie hat ihr Auge solche quellende Fülle von Blüten zusammengelesen.

Ihre Brust hebt sich in einem tiefen Atmen. Ah, sie liebt den Blick in das Satte, Reiche, Goldene! Solange sie denken kann, ist sie durstig darnach gewesen. Und dieser Baum ist wie die Erfüllung eines wunderreichen Traumes: er ist über und über in Gold getaucht.

Dann wendet sie sich aufseufzend wieder ihrer Arbeit zu, und während sie ordnend hin- und hergeht, webt ihre Seele weiter an dem Gewebe, dessen Kette die Sorge und dessen Einschlag die Hoffnung bildet.

„Wir möchten wissen, wieviel Monatsgehalt Mary dir gibt!“ flüstern die geschäftig eilenden Gedanken untereinander. „In England sollen gute Gehälter bezahlt werden; du arbeitest von früh bis spät, und selbst die Stunden der Nacht sind nicht dein eigen... Wirklich, wir sind begierig, wieviel es sein wird!“

Wie ein Feldherr seine Taten, so beschaut Dora Brand im Geiste ihre Leistungen. „Ich ersetze ihr ein Zimmermädchen, ich beaufsichtige die Kinder, und wenn Mary die Lust ankommt, mich nähen, sticken und malen zu lassen, so komme ich auch hierin ihren Wünschen nach. Meine Bücher lasse ich ganz ruhen. Ich bin eine Sklavin, die kein eigenes Wollen kennt und scheu die Blicke wegwendet aus der Richtung, wo die Bande der persönlichen Freiheit und Wesensentfaltung liegen!“

„Aber dafür will ich auch meinen Lohn!“ Ein fordernder Trotz kommt in die dunkeln Augen: „Ich habe ein gutes Recht darauf!... Ach, wieviel es wohl sein wird!“

Sie hält<sup>2</sup> in ihrer Beschäftigung inne und legt die Hand an die Stirne. Dringlicher flüstern ihre Gedanken: „Ja, du mußt Mary Hellings endlich mahnen! Du sollst ihr sagen, daß du das Geld blutnötig hast! Glaube uns, die Wangen deiner Mutter werden täglich blässer! Und höre, Dora Brand, du mußt deiner Brotgeberin auch mitteilen, daß du kleine Auslagen für sie hattest! Derartige Großartigkeiten mögen sich andere leisten, du sollst sie unterlassen; was für Mary wenig, ist für dich viel. Zweimal hast du den Zeitungsjungen bezahlt, verschiedene Depeschen und Portos ausgelegt; einmal mußt du Geld für Brot geben; das läppert sich zusammen! Du bist in der Tat nicht in den Verhältnissen, dein Kleingeld für die Zimperlichkeit deiner Seele zu verausgaben. Du bist eine vollendete Märrin, Dora Brand; aber mache dir endlich klar, daß du für die Kosten deines Narrentums selber aufzukommen hast; niemand gibt dir auch nur einen Heller Zuschuß für Schellen

und Narrenkappe. Du bist erst zweiundzwanzig, Mädchen; indessen uns dünkt, deine Sorgen sollten dich reifer und erfahrener gemacht haben!“

„Laßt mich! Ihr habt recht!“ stöhnt Dora. „Ich will reden; gewiß, ich will; ich weiß, es ist unerlaubt, wie ich handle, es ist eine völlige Verkehrtheit, eine Schwäche, die ich zerreißen muß... Wenn Mary heute ins Zimmer kommt, verlaßt euch darauf, so rede ich!“

In dem Augenblick betritt Mary den Raum. „Du hast eine schnurrige Art, Dora, kurze Sätze vor dich hinzuschwätzen!“ bemerkt sie mit spöttischer Verwunderung. „Nebst du dich in der Geisterbeschwörung oder studierst du Rollen ein? Wenn es eine Aufführung werden soll, so laß mich daran teilnehmen; sicherlich gebe ich eine gute Partnerin ab; ich bin ebenso talentiert für das Komische wie für das Tragische und verbürge mich dafür, das Komische tragisch und das Tragische komisch zu geben! Heraus mit deinen Schmerzen, Liebchen!“

Dora schaut hilflos auf Mary; dann streicht sie sich in der ihr eigentümlichen Bewegung über die Stirne, hart, mit der flachen Hand, und ihre Sorgen drängen: „Höre nicht auf das lustige Getändel ihrer Worte! Laß dich nicht verwirren! Sprich, nun sprich! Hier ist der Ort; jetzt ist die Zeit!“

Da sagt Dora Brand mit rauher Stimme: „Ich möchte dich um mein Monatsgeld bitten, Mary!“

Ihr Gesicht wird totenblaß während dieser Worte; sie bemüht sich mit einer außerordentlichen Anstrengung, die bebenden Glieder, die wie im Fieberfroste schütteln, ruhig zu machen. Arme Dora! Es ist so schwer zu bitten; nun hat sie den Stolz, den Königsmantel ihrer Seele, abgerissen und steht im Bettlerkleide da.

Mary Hellings schaut ein wenig betreten und spricht dann eilig: „Gut, daß du mich daran erinnerst; ich hatte es ganz vergessen! Ich erlebe so viel in letzter Zeit, Dora, Dinge, die mich gewaltig absorbieren, mehr, als ich sagen kann, und mehr, als ein Mensch ahnt!“ Während diesen Worten zieht Mary die Börse. Mit einem unsichern und merklich verlegen werdenden Ausdruck nestelt sie darin herum, schaut mit einem flüchtigen Blick auf Dora und legt alsdann ein Zehnschillingstück auf den Toilettentisch.

„Etwas Festes hatten wir ja wohl nicht abgemacht, oder? Verzeih, daß es so wenig ist! Vielleicht kann ich dir das nächste Mal mehr geben; so für deine kleinen laufenden Auslagen genügt dies wohl! Du hast ja auch keine Unkosten hier bei uns... Fred hält mich tatsächlich ein bißchen knapp in letzter Zeit; ich weiß nicht recht, was er damit bezweckt... Dazu gebrauche ich mehr Geld als gewöhnlich...“ Ein lauerner Zug tritt in Marys Gesicht: „Vielleicht, Dora, wenn du dich direkt an Fred wenden wolltest... er... gäbe dir schon!“

Als betrachte sie ein Wild, das man in die Enge treibt, so beschaut Mary das Mädchen, und immer die lauerner List in den Augen fährt sie fort: „Frauen wie du, Dora, müssen die Männer nur im richtigen Augenblicke zu nehmen wissen, und sie erreichen alles! Glaube mir, das Ungeheuerlichste können sie sich erbitten! Begehre die Sterne vom Himmel, und der Mann, dem du schöne Augen machst, wird eine Leiter suchen, um dir die goldenen Dingerchen herunterzuholen!“

Die letzten Worte sollen scherzend klingen und schleichen



Von der ersten Ausstellung der Schweizerischen freien Künstlervereinigung (Szeffion).  
Jost Mühleim (Luzern). Dammasfen im Göschenalpital.

doch auch genau so versteckt und lauern auf Katzenpfoten dahin gleich den vorigen.

Mary macht eine Pause, als erwarte sie eine Antwort. Da keine erfolgt und Dora mit todblassem Gesicht in ihrer Unbeweglichkeit verharret, zuckt Mary leicht die Achseln und wendet sich zur Türe: „Ueberlege dir die Sache, Dora! Für alle Fälle, meinen Segen hast du; hinsichtlich meines Ehgemahls neige ich absolut nicht zur Eifersucht! Man kann ja nie wissen, was für artige Ueberraschungen im eigenen Gemüte erblühen; möglicherweise, daß dir doch einmal die rechte Stimmung kommt!“

Nach diesen Worten verläßt sie eilig das Zimmer; aber auf dem Korridor zaudert ihr Schritt: „Du, Dora, ich habe noch eine reizende Hutgarnitur daliegen! Die kannst du haben; deine Kopfbedeckung ist so fürchterlich deutsch; die reichen Hutgarnituren werden jetzt modern!“

Marys Schritt verhallt.

Dora steht noch immer an der nämlichen Stelle in der Nähe des Fensters. Reglos hängen die Arme zur Seite, als sei alles Leben aus dem Körper entflohen. Tränenlos schauen die weit offenen Augen auf das Geldstück.

Da wurde vorhin etwas zerbrochen in ihr!

War es ihre Freude? War es ihre Hoffnung? Ihr Stolz? Ein namenloser Schmerz übermannt das Mädchen, gegen den sein Wille vollkommen ohnmächtig ist.

Wer schluchzt da im Zimmer? So jählings, so wild und verstört? Scheu sieht sie sich um.

Niemand ist in dem Raume. Der Spiegel dort wirft ihr eigenes Bild zurück, ein schneeweißes Antlitz, wie versteinert in einem plötzlichen Leide; nur die glühenden, bohrenden, trockenen Augen leben darin.

Nie hat Dora Brand ein solches Menschenangeficht gesehen.

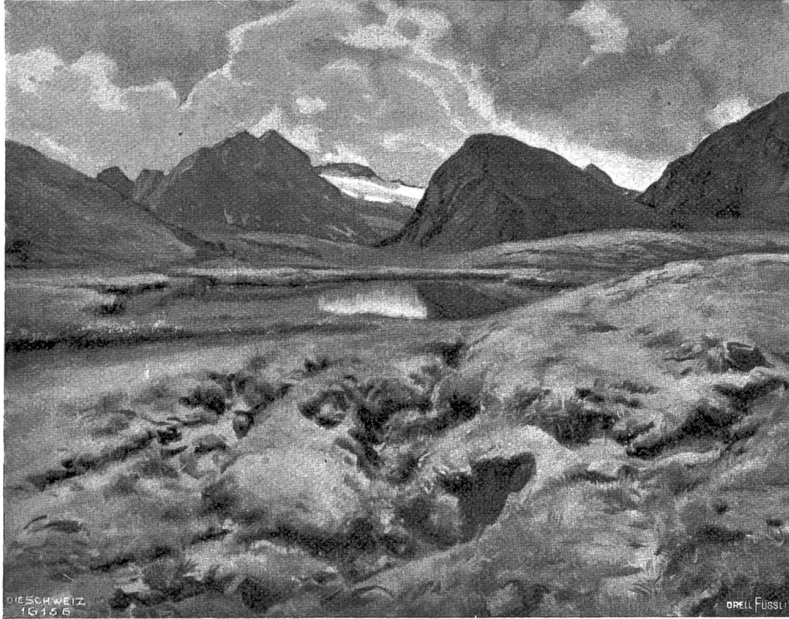
Ist sie das?

In scheuer Hast wendet sie sich ab; sie kann den eigenen Anblick nicht ertragen.

Da sieht sie wieder das kleine gleißende Goldstück. Wild fährt sie zurück; es sticht in ihr Herz wie ein Auge, das kein Erbarmen hat. Zorn und Not toben in ihr; wie eine Flut, die frei werden will, schwillt es empor.

Mary ist nicht da, die sie am Arme greifen, der sie die glühenden Blicke und die keuchenden Worte in die Seele brennen kann; niemand ist da als das kleine Geldstück, hart und mitleidlos wie die, die es gab.

„Warum zertrittst du meine Hoffnung?“ leucht Dora. „In dem dürrten Erdreich kann nicht neue wachsen! Warum zerbiegst du meinen Stolz und schleiffst ihn über die Straße? Warum zerreißest du mich? Sprich! Meine Mutter verkümmert; sie hat dünne Wangen, und hinein schreibt die Not ihre spizige Schrift. Meinem Vater geht die mitleidlose Sorge zur Seite. Meine



Schweiz. Seefeld. Hof. Clem. Kaufmann (Zugern). Am Alpensee.

Geschwister haben Hunger! Und ich? Ich vergehe, ich verschmachte... Oh du, du!"

Dora ballt die Faust nach dem Geldstück. „Weißt du, daß ich prahlend ausgezogen, um Hilfe zu schaffen? Mit meinen Fingern wollte ich das Gold aus der Erde kragen! Weißt du, daß ich in diesem Hause durch namenlose Aengste gegangen, die ich niemand zu nennen wage, um dich zu erringen? Daß ich meine arme Seele um deinetwillen durch Sümpfe treibe und von Schmutz und Falschheit umsprizen lasse? Daß ich nach dir gelehzt habe wie der Blinde nach Licht, wie der Sünder nach Erlösung? Nun bist du nichts weiter als ein armseliger Wassertropfen, der in die Flamme zischt und ihre Gier nur größer macht... Warum sprichst du nicht? Warum sagst du kein Wort? Dein Schweigen ist Hohn; es peitscht mich mit scharfen Nuten! Du kommst von der, die mich in bösen Listern hieher gelockt, um mich durch schwüle Gründe zu hegen! Du freust dich meiner Verlassenheit, du jauchzest über meine Armut, weil sie mit schweren Banden mich lähmt!"

Doras Stimme bricht in wildem Schluchzen zusammen. Ihre Stirne schlägt gegen die Kante des Tisches und erhält ein rotes Mal.

Sie rafft sich empor und greift nach einem Bleistift. Sie muß etwas zersplittern, ein Wehrloses, das sich ihr nicht entwinden kann, dem sie tut, was ihr getan ward.

In Stücken fliegt das Stäbchen zu Boden.

Dann nimmt sie ein Holzseil; aber ihre Kräfte vermögen nichts gegen die starke Faser, wie ihre Hände auch in harter Empörung das Holz zu zerbrechen trachten.

Da greift sie nach einem dünnern Scheit.

Dies kracht.

Hochaufatmend bleibt sie stehen; die Wucht des Sturms verbraucht. Die Brandsackeln der Empörung brennen mütter.

Dora Brand bückt sich und sammelt die Holzspänchen.

Sorgfältig schichtet sie diese im Kamin auf und zündet ein Feuer an trotz des hellen blaustrahlenden Maientages.

Ihre Bewegungen sind ruhig, fast bedächtig. Sie muß etwas völlig zerstören; es ist ihr ein Bedürfnis. Sie weiß sehr wohl, daß ihr Tun töricht; aber sie muß etwas Törichtes ausführen, wenn sie nicht an dem graujamklugen Erleben des Morgens vergehen soll.

„Was machst du da?“ fragt Mary, die den Kopf zur Türe hereinsteckt.

„Ich verbrenne etwas!“ entgegnet Dora gleichmütig und wendet den Kopf nicht nach Mary.

Mary entfernt sich.

Als das Holz verfohlt, blickt Dora suchend umher und greift nach einer Schere. Damit faßt sie das Geldstück an. Es ist ihr unmöglich, die Münze mit den Fingern zu berühren; ihr ist, als würde sie schon beim bloßen Streifen einen unsagbaren Schmerz empfinden — — —

Am Abend des nämlichen Tages aber nimmt sie das Geldstück ruhig in die Hand. In einem seltsamen Mitleid ruht ihr Auge darauf. Ihr Stolz klebt daran, ihre Hoffnung und ihre Freude.

Sieben Wochen junger heißgespannter Kraft, sieben Wochen allerbitterster Enttäufung!

Ein bißchen Gethsemane und ein bißchen Kalvarienberg!

Dora möchte die seltene Münze aufbewahren, sie nie aus den Händen lassen.

Eine Mahnung im Glück, sich gegen das Unglück menschlich zu erweisen!

Eine Warnung in den Nöten der kommenden Tage!

Aber ihre Armut gestattet ihr solche Reliquien nicht.

Vorsichtig schneidet sie ein Kreuz in einen Karton und zwängt das Geldstück hinein.

Gelassen rückt sie sich das Schreibzeug zurecht. Uebermorgen hat ihre Mutter Geburtstag. Die zehn Schilling sind Doras Geburtstagsgabe, und in ihrem Briefe steht: „Verzeih, meine herzliche Mutter, daß es so wenig ist!“ Dann erzählt sie von dem Frühlingsbaume im Garten, der anzuschauen ist wie ein Märchen. „Eine Blüte neben der andern, kaum, daß man Blätter sieht! Nur wogendes, goldenes Gold! Schön wie eine Offenbarung, die uns das Beten lehrt!“

## VII.

Die Tage schleichen dahin, langsam, als möchten sie die Zeit aufhalten.

Eines Morgens tritt Mary mit raschem Entschlusse zu Dora: „Wir wollen gleich nach Manchester fahren, Dora, mache dich fertig! Willi sieht nach den Kindern. Ma hat das letzte Mal gesagt, ich müsse dich unbedingt mitbringen; sie ist schon lange neugierig; ich habe ihr viel erzählt von dir und deiner aparten Art. Freilich“ — Mary stockt ein wenig verlegen, indessen einer ihrer verschlagenen Blicke zu Dora hinüberlauert — „so



recht weiß ich nicht, ob ich dich in das Haus meiner Mutter führen soll; es . . . Na, du wirst ja selber sehen! Na meint, ich sollte es immerhin wagen, am Ende passst du doch hinein. Jedenfalls kannst du dir die Geschichte mal ansehen; auf diese Weise bekommst du neue Eindrücke und siehst die große Stadt! Fortwährend in Clive-House sein, das gibt dir auch keine rechten Begriffe vom Leben, du blanker Sittenspiegel!"

Dora empfindet eine Unbehaglichkeit bei den auffordernden Worten. Sie ahnt schon lange, daß sich ein Unrecht mit Marys häufigen Besuchen in Manchester verbindet, da sie sie zum Teil mit großer Geschicklichkeit vor ihrem Manne verheimlicht. Und die kurzen Bemerkungen, die Mary hin und wieder über ihre Mutter und Schwester ent schlüpfen läßt, sind auch nicht dazu angetan, Doras Lust nach der Bekanntschaft dieser Frauen stark hervorzulocken. Sie, die bis vor kurzem mit einer herzklöpfenden Freude und nicht ohne eine gewisse Reckheit jedem neuen Erleben entgegen schritt, vermutet nun in allem Unbekannten eine häßliche Entdeckung; denn ihre Leichtgläubigkeit ist mißtrauisch geworden.

„Daß mich lieber hier, Mary,“ sagt sie; „ich habe Kopfschmerzen! Babys Kleidchen ist auch noch nicht fertig; ich möchte daran nähen . . . Tu' mir den Gefallen und gehe allein!“

„Ach, Schnickschnack, Mädchen, sei nicht immer so übertrieben gewissenhaft; es wird einem direkt ungemütlich dabei! Gönn' dir die kleine Abwechslung! Du bist doch schließlich nicht hierher gekommen, um ein Nonnenleben zu führen! Du schaffst und stichelst den ganzen Tag, als ob du eine arme Seele aus dem Fegfeuer erlösen wolltest! Geradezu unglaublich, wie du das aushältst! Ich bewundere dich in deinem Erlösungswerke und der Selbstkasteiung, die du für gut findest; aber ich fange an, mir Vorwürfe deshalb zu machen. Und solche Gefühle halte ich mir gerne fern; sie passen nicht für mich. Du fängst nachgerade an, Dora, auf diesem unbeachteten Posten zu versauern. Das darf nicht sein; du bist zu jung dazu! Fred gibt sich ja alle Mühe, auf seine Weise kleine amüsierliche Attacken der Ritterlichkeit zu reiten; aber du schwebst in deiner Arbeit und in deinen Gedanken wie in einem Dunstkreise und siehst seine Possierlichkeiten nicht . . . Für heute aber will ich dich deinem Arbeitsbusel entreißen! Vive la vie, ma chère! Ziehe das rosa Kleid an — darin bist du auffallend hübsch — und setze den weißen Hut auf; so angezogen, kannst du mit Ehren überall bestehen! Ich habe Alice telegraphiert, daß sie uns an der Station abholt; sie freut sich schon lange auf dich . . . Und nun fix gemacht, Mädchen, und bitte, laß deine schwermütigen Augen zu Hause!“

Dies alles sprudelt Mary mit liebenswürdigem Drängen hervor, sodaß Dora am Ende nachgibt und nach ihren Wünschen tut — — —

In Manchester am Bahnhof ist Alice.

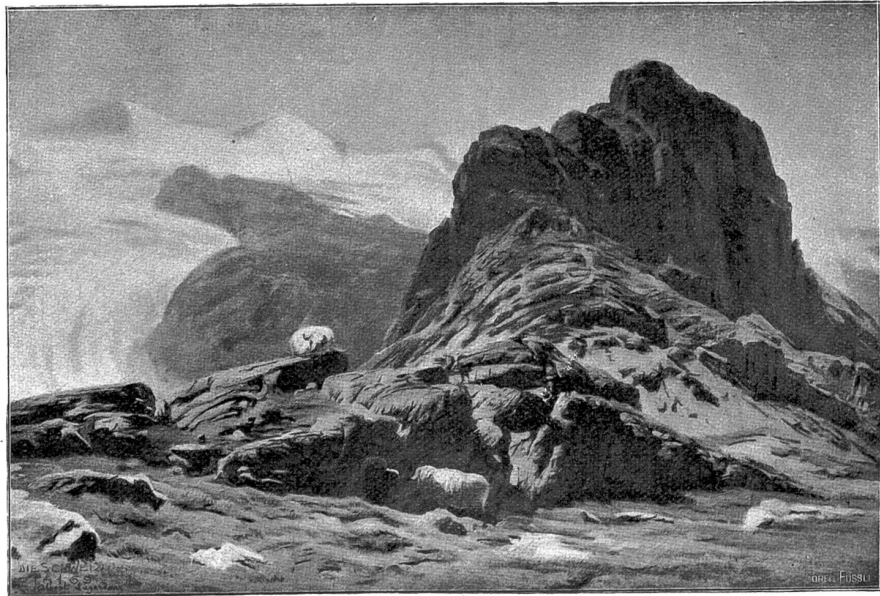
„Dies ist Dora Brand!“ stellt Mary vor, und in ihrer Stimme ist ein Klang von Zärtlichkeit. „Gut, daß ich euch endlich miteinander bekannt machen kann; es hat lange genug gedauert, ist Dora doch nun schon über zwei Monate bei mir! Sie will manchmal mit Gacéhandschuhen angefaßt sein, Alice, und ich kann dir sagen: In gewissen Dingen ist sie unschuldig wie ein Neugeborenes! Ihr Verhalten gegen die Männerwelt ist von der gepriesenen Sprödigkeit der deutschen Jungfrau, und in ihrer naiven Auffassung der Dinge grenzt sie direkt an das Unglaubliche. Man könnte sie mit Zug und Recht als Naturwunder bei Varnum zeigen. Ich habe dergleichen Unberührtheit für unmöglich gehalten und würde sie als Verstellung und Heuchelei betrachten, wenn ich sie nicht bei verschiedenen Proben echt erfunden hätte!“

Die also wortreich dem Verständnis der Schwester Nähergebrachte steht in einer großen Verlegenheit blutrot da. Flüchtig hat sie die Augen zu Alice Green emporgehoben und instinktiv wieder gesenkt. Sie fühlt auf einmal eine brennende Scham, neben diesen beiden Frauen zu stehen, und als Marys Schwester ihr mit einigen freundlichen Worten die Hand reicht, wagt sie kaum, die ihre hineinzulegen.

Die drei verlassen den Bahnhof und steigen in einen Tram. Mary setzt sich an Doras Seite, Alice ihr gegenüber.

Wieder läuft die rote Blut unter Doras Haut dahin. Gequält senkt sie die Blicke. Alice Green trägt so lebhaft Farben. Aber es sind nicht die Farben, es ist die Machart der Stoffe und die Manier, wie sie sie trägt, die ihren Anzug auffallend gestalten.

Weißer Straußensfedern nicken in das hübsche Gesicht. Dieses ist geschminkt und gemalt. Blonde Locken puffen sich über den Ohren, und auf der gepuderten Stirne liegen die Haare in der Form von sechs Frage-



Schweiz. Sejjelion. Albert Eugardon (Genf). Mittelhorn, Gewitterstimmung.



zeichen, an einer Seite vier, an der andern zwei, nach den Schläfen zu ganz tief und dann aufdringlich immer kleiner werdend. Es sieht fast lustig aus, wie die Vorbereitung zu einer grotesken Komödie.

Wie hat Dora Brand dergleichen gesehen.

Unter den drollig abgezikelten Haarschnörkelchen liegen gleich feinen Strichen die schwarzen Brauen.

Die dunkelblauen Augen der jungen Frau sind wunderhübsch, groß, glühend, voller Lockung; sie prickeln und glänzen und erzählen von Vergangenheit und Gegenwart. Es sind gefährliche Augen. Der Mund ist heiß und reizend gewölbt, nur zu leuchtend; man sieht die Uebermalung. In flüchtigem Schauen heben und senken sich Doras Blicke.

Mary fragt: „War Dick heute schon da?“

„Nein,“ sagt Alice und wirft einen Blick in die Bagenecke, die ein elegant gekleideter junger Mann einnimmt. Doch dieser wendet sich lässig ab.

Nach einiger Zeit steigt ein Herr ein.

Mary begrüßt ihn lebhaft.

Der Herr nimmt Platz an ihrer Seite, und Mary sagt mit einem Blick auf Dora: „Erlauben Sie, daß ich Sie vorstelle: Dick Hamilton, meine Freundin Dora Brand! Sie kommt vom Rheine, Mister Hamilton; früher machte sie dem Rufe, der den Rheinlandsstöchtern voraus geht, mehr Ehre: sie war lustiger und hatte allerliebste Neckereien; jetzt schimmert ihre Heiterkeit seltener durch. Wir sind mit der Zeit zwei sehr verschiedene Naturen geworden und bemühen uns nun redlich, durch eine beiderseitig angewendete Lehrtätigkeit einander wieder näherzukommen und Gebiete zu finden, die wir gemeinsam bebauen können!“

Aus Marys Worten spricht eine erzwungene Leichtigkeit; nur schlecht verhehlen sie eine Erregung, die sich ihrer mit dem Eintritt Dick Hamiltons bemächtigt. Unruhig flackern ihre Augen über des Mannes Gesicht. In ihre Blicke kommt ein Ausdruck, der Dora unsäglich verlegen macht. Sie empfindet es als eine Pein, daß Mary sie so laut und prahlend Freundin nennt und in dieser Weise vertraulich von ihrem Wesen spricht. Sie möchte den Insassen des Wagens zurufen: „Nein, ich bin nicht ihre Freundin, nur gezwungenermaßen gehöre ich zu ihr; lieber heute als morgen ließe ich sie!“

Dick Hamilton richtet einige Worte an Dora; aber da er nicht laut spricht, verschlingt sie das Gedröhne des Wagens. Dann wendet er sich an Mary.

Dora blickt unverwandt auf die kleine schwarze Spitze ihres Schuhs. Ein verwirrter Ausdruck liegt auf dem jungen Gesicht. Sie möchte sich die Ohren zuhalten, nichts hören, nichts sehen. Am liebsten wäre sie in dem umfriedeten Hause hinten in Lancashire bei den Kindern! Der Gedanke an die Ruhe dort und den sonnigen Garten haben in diesem Augenblicke etwas Heimliches für sie. Sie erstaunt darüber; aber sie sehnt sich nach Clive-House. Ach, nun lassen die größern Gefahren die kleinern plötzlich wohnlich und trostreich erscheinen! Es ist ihr schrecklich, die leisen Vertraulichkeiten zwischen Dick und Mary anhören zu müssen. Sie macht eine rasche Bewegung; sie will aufspringen, hinaus — nur fort — fort!

Aber plötzlich fühlt sie, wie jeder sie ansieht. Sie empfindet das Lächerliche ihres Vorhabens; bekümmert nimmt sie die vorige Haltung ein.

(Fortsetzung folgt).

## Liedli ab em Land.

Von J. Reinhart, Schönenwerd.

### I.

Im Spotherbst, wo der Bärwind  
No 's letzte Blatt vertreit,  
Do het mer my Schatz am Fänster  
No einisch Läßwohl gseit.

J d' frömdi isch er zoge  
Wohl hunderttusig Stund,  
Weiß niemer as sys Schägeli,  
Wenmer wiederume chumnt:

„Im früehlig, wenn am Fänster  
D' Diöndli im Blüeihe sy,  
Do sind die chalte Tage  
Und d' Längizyt verby!“

Jez hani jede Morge  
Mys Meiestöckli gnoh  
Und has vors Huus a d' Summe treit,  
As d' Blüemli sette cho.

### II.

Blüeiht scho uf allne Matte,  
Blüeiht scho a jedem Hag,  
Und wo nes farbiges Blüemli stoht,  
Lachts wie der heiter Tag.

Nes Stüdeli hani gfunde,  
Verfrore hinderm Wald:  
's möcht nur es Blicli Sunneschyn,  
So chäm si Blüeiht bald.

### III.

Mys Fänsterlädeli gyret,  
Goht eister uf und zue;  
Es blanget no sym Maiewind,  
Het lang scho Byse z' gnue.

's Diöndli vorem Fänster,  
Es streckt sys Chöppli us  
Und lost, obs no keis Imbli ghört,  
Wo zuenem chumnt vors Huus.

Jg luege - n - über d' Matte  
Scho mängi mängi Stund;  
Do ghöri mys Schägeli singe:  
Gottlob, der früehlig chumnt!

### IV.

Jez ändlig gohts im Heimet zu,  
Jez ändlig bisch du my,  
Und all die längi bösi Zyt  
Und 's Blange - n - isch verby!

Und womer gägem Hus cho sy,  
Wo d' Summe - n - abe goht,  
Stöhd d' Fänsterli i Glanz und Gluet  
Vom guldig Oberot.

Du luegsch mi ah, und was de meinsch,  
Das seit e frohe Blic:  
„Die roserote Fänsterli,  
Gäll, das bedütet Glück!“